Abonnementspreis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Insertionspreis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Inserate:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Inserate sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 667. **Freitag** den 30. December 1892. **86. Jahrgang**

Amtliche Bekanntmachungen.

Die Sparcasse zu Liebertwolkwitz

expedirt im Jahre 1893 das erste Mal am 2. Januar und wird zur Bequemlichkeit des Publicums während des ganzen Monats Januar nicht nur Montags und Donnerstags, sondern auch **Dienstags, Mittwochs** und **Freitags** Vormittags von 9—12 Uhr und Nachmittags von 2—5 Uhr für den allgemeinen Verkehr geöffnet sein.

Mit Rücksicht auf den zu Anfang jeden Jahres stattfindenden Geschäftsandrang bitten wir, Sparbücher, in denen sich nur die Zuschreibung der Zinsen ersichtlich macht, erst im Februar oder später vorzulegen, da irgendwelche Nachtheile mit dieser späteren Zinsenzuschreibung nicht verbunden sind.

Die Zweiggeschäftsstellen **Stötteritz, Paunsdorf** und **Oetzsch** expediren ebenfalls vom 2. Januar 1893 ab an den festgesetzten Tagen und während der bekannten Stunden.

Liebertwolkwitz, am 28. December 1892.

Sparcassen-Verwaltung.
Dyck, Dir.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 30. December.

Die bedeutendste aller ungelösten Fragen, die das scheidende Jahr dem kommenden überläßt, ist die, welches Schicksal die Militairvorlage im Reichstage haben werde. Daß auf conservativer, freiconservativer, nationalliberaler und selbst auf deutschfreisinniger Seite der Wunsch nach einer Verständigung immer lebhafter wird, geht aus den Stimmen der Presse dieser Parteien deutlich hervor. Aber aus den Auslassungen der Officiösen läßt sich nicht erkennen, daß auch die verbündeten Regierungen zu einer Verständigung, die doch nur durch gegenseitiges Nachgeben erreicht werden kann, die Hand bieten werden. Um so gespannter blickt man auf alle Aeußerungen, die aus dem Lager des Centrums kommen, das ja leider den größten Einfluß im Reichstage besitzt. Eine solche Aeußerung ist auch in den letzten Tagen wieder gefallen, und zwar von Seiten des Abg. Dr. Lieber, der in einer klerikalen Versammlung zu Montabaur folgende Erklärung abgab, die nach des Redners Wunsch „recht weit über die Mauern des Montabaurer Rathhauses hinaus klingen möchte“:

1) Die Militär-Vorlage ist in ihrem jetzigen Umfange für das Centrum unannehmbar; darüber herrscht innerhalb der Fraction volle Uebereinstimmung. 2) Das Centrum bewilligt nur so viel an Geld und Mannschaften, als nöthig ist, um innerhalb der gesetzlich einzuführenden zweijährigen Dienstzeit die jetzige Friedenspräsenz aufrecht zu erhalten. Aber darüber hinaus: Keinen Mann und keinen Groschen! 3) Falls die Regierung auf dieser Grundlage keine Verständigung sucht, so fällt die Militair-Vorlage. Denn der Trumpf heißt im Reichstage nicht mehr: Cartel, sondern der Trumpf heißt jetzt: Centrum! 4) Der Fall der Regierungsvorlage war schon in dem Augenblicke entschieden, als Herr Major von Huene den ihm seitens der Fraction angetragenen Sitz in der Militärcommission nicht annahm, und zwar aus dem Grunde, weil er die Unmöglichkeit einsah, auf Grund der Vorlage der Regierung eine Brücke zur Verständigung mit dem Parlament zu bauen. Der Herr Generalstabsmajor v. Huene ist nach dem Ableben des Grafen v. Moltke unbestreitbar dasjenige Mitglied des Reichstages, dem auf dem Gebiete des Militairwesens und der einschlägigen bürgerlichen Verhältnisse die eingehendste Fachkenntniß zu Gebote steht. Und wenn der keinen Weg zur Verständigung finden kann, dann ist die Vorlage für die Regierung verloren. 5) Wenn die Regierungs-Organe vielleicht hoffen sollten, daß die adeligen Mitglieder der Centrumsfraction, als einstige Militairs ihren Neigungen folgend, doch schließlich der Vorlage zum Siege verhelfen werden, so irren sie sich gründlich. Diese Herren haben nicht nur Interesse für den militairischen Stand, sondern auch, und in viel höherem Grade, ein warmes Herz für das Wohl des Volkes, und sie verharren fest auf dem Standpuncte: Das Volk kann die Lasten der neuen Vorlage nicht mehr tragen; deshalb: Nein! 6) Auf die in officiösen Blättern ausgesprochene Drohung, die Regierung werde, wenn der Reichstag nicht Alles bewillige, lieber auf die Vorlage verzichten, dann aber rücksichtslos die volle dreijährige Dienstzeit durchführen, gab Dr. Lieber folgende Erklärung ab: „In der Sitzung am 24. Juni 1890, als der Reichstag bereit war, die damalige Friedenspräsenz um 18 000 Mann zu vermehren, falls die Regierung, den Windthorst'schen Resolutionen entsprechend, durch weitere Ausdehnung der Recrutenvacanz oder durch Erhöhung der Zahl der Dispositions-Urlauber dem Volke wieder Erleichterung gewähre, bat der Reichskanzler Graf von Caprivi im Namen der Regierungen des gesammten Deutschlands feierlich erklärt: der Weg, die Recrutenvacanz weiter auszudehnen, sei für die Regierungen nicht gangbar, dagegen wollten die Regierungen schon im laufenden Jahre (1890) eine Erhöhung der Zahl der Dispositionsurlauber eintreten lassen, um so dem Reichstage entgegen zu kommen. Demzufolge sind die 18 000 Mann bewilligt, und ich erkläre hiermit öffentlich, daß wegen dieser feierlichen Erklärung des Herrn Reichskanzlers Grafen von Caprivi die Regierung nicht das Recht hat, die Zahl der Dispositionsurlauber zu vermindern, noch weniger das System derselben ganz aufzuheben. Ich erkläre dem Herrn Reichskanzler: das wäre seitens der Regierung ein ganz unerhörter Treubruch dem Reichstage und dem Volke gegenüber. Und eines solchen Treubruchs halte ich den gegenwärtigen Reichskanzler nicht fähig, im Gegentheile, er ist ein ehrlicher, braver und gerader Soldat, dem man einen Wortbruch nicht zutrauen darf!“ Das sei die Stellung des Centrums zur Militairvorlage!

Ist das wirklich das letzte Wort des Centrums, so ist, da von officiöser Seite auf das Bestimmteste erklärt worden ist, bei der Einführung der zweijährigen Dienstzeit sei die Aufrechterhaltung der jetzigen Friedenspräsenz eine Unmöglichkeit, eine Verständigung kaum mehr möglich. Aber wer traut dem Centrum zu, daß es sein letztes Wort spreche, bevor die Regierungen ihr letztes Wort bezüglich etwaiger Gegenconcessionen gesprochen? Und je schroffer das Centrum sein „Bis hierher und nicht weiter“ betont, um so größer wird die Sorge, daß dieser Druck nicht ohne Wirkung auf die verbündeten Regierungen bleiben werde. Um so dringender wird es nöthig, daß in allen Theilen des Reiches erneute Proteste an den Reichstag gegen die vom Centrum geforderte Aufhebung des Jesuitengesetzes gerichtet werden, und zwar schleunigst. Denn das Schicksal des Centrumsantrags wird nicht erst entschieden, wenn der Reichstag sein Votum abgiebt, das wahrscheinlich zustimmend ausfällt, sondern vor der Schlußabstimmung über die Militairvorlage.

Wir konnten in diesen Tagen melden, daß die klerikale Partei in der spanischen Hauptstadt alles Mögliche gethan habe, um die Eröffnung des ersten protestantischen Gotteshauses in Madrid zu verhindern. Zu welcher schamlosen Verhetzung die religiöse Unduldsamkeit in Spanien hierbei die Gemüther aufzustacheln versucht hat, darüber wird Folgendes geschrieben: „An der Spitze dieser Verhetzungen steht die Zeitung des abgegangenen conservativen Ministeriums „La Epoca“, aus der ich nur beispielsweise folgenden Abdruck nach dem „Correo Español“ entnehme: „Die Duldung fremder Culte ist im unseren Gesetzen ausgesprochen; es ist auch ausgesprochen diejenige der Prostitution. Würde es erlaubt sein, in Madrid einen Serail(!) zu erbauen, der durch seine Formen und seine äußeren Inschriften seine Bestimmung kundgäbe? Würde man in Madrid die Erbauung eines Kuppelhotels (!!) gestatten?“ Sehen wir uns das Gebäude näher an, das zu solchen schamlosen Hetzereien Anlaß giebt, so finden wir in einer einsamen, engen Straße — als ich durch dieselbe ging, konnte ich in einer Entfernung von 200 Schritt gerade drei Menschen zählen — zwischen zwei vierfenstrigen Backsteinhäusern eine ebenso breite Façade in gothischem Stil in weißem Sandstein; über der Thür befindet sich eine Rosette, die durch ein Kreuz bedeckt wird, die einzige Hindeutung auf die christlich-religiöse Bestimmung des Gebäudes, ohne dieses könnte man ebenso gut ein Kunstinstitut oder ein Krankenhaus vermuthen. Unter dem Gesims findet das suchende Auge die in den Stein eingemeißelten, durch keinerlei Farbe hervorgehobenen Worte: „Christus redemptor aeternus“. (Christus der ewige Erlöser.) Kein Glockenstuhl, kein Kirchthurm verräth die dahinter liegende Kirche.“ — Man kann in den citirten Aeußerungen den Jesuitenstil nicht verkennen, und deshalb ist diese Verhetzungsprobe auch für uns lehrreich.

Der ungarische Reichstagsabgeordnete Dr. Max Falk, der auch in den Delegationen das Referat über das Budget des Ministeriums des Aeußeren führt, veröffentlicht im „Pesti Naplo“ und im „Pester Lloyd“ einen Aufsatz über die Orientpolitik des Grafen Andrassy. Er behandelt die Zeit von der am 24. April 1877 erfolgten Kriegserklärung Rußlands an die Türkei bis zur Occupation Bosniens. Zur Charakterisirung der Politik des Grafen Andrassy theilt Falk eine Note mit, die Graf Andrassy am 29. Mai 1877 an den damaligen Botschafter in London, Grafen Beust, gerichtet hat. In dieser Note setzt Graf Andrassy in sehr interessanter Weise auseinander, weshalb er keinen Versuch machte, Rußland an der Kriegserklärung zu hindern. Er that es nicht, weil „keine der Mächte für den Status quo eintreten wollte, da sie von der Möglichkeit, denselben zu erhalten, nicht überzeugt waren“, er that es nicht „in der Erkenntniß, daß das Factum des Krieges an sich keine Gefahr bringe, zu deren Abwendung man auch vor einem europäischen Kriege nicht zurückschrecken dürfte“, endlich deshalb nicht, „weil eine solche Gefahr erst durch die Folgen des Krieges creirt werden könnte, deren Begrenzung aber in der Macht Europas gelegen sei“. Dann fährt Andrassy fort:

„Nachdem wir, obwohl uns die Mittel dazu geboten waren, Rußland den Krieg nicht verwehrt haben, nachdem wir direct oder indirect erklärt haben, für die Türkei nicht eintreten zu wollen, nachdem wir aus dem Einmarsche Rußlands keinen casus belli gemacht haben: bringt es die Ehrlichkeit und Offenheit, die wir in allen unseren Beziehungen zu beobachten wünschen, mit sich, daß wir Rußland nicht verwehren können, den Streit mit der Pforte mit den Waffen auszutragen und eventuell die Pforte zu besiegen.“

Im weiteren Verlaufe seiner Erörterung erklärt dann Andrassy auf das Entschiedenste:

„Eine dauernde russische Herrschaft könnten wir weder über Bulgarien, noch überhaupt auf dem rechten Ufer der Donau zugeben, und ebenso haben wir einen Einmarsch russischer Truppen in Serbien, wenn auch nur als vorübergehende militairische Maßregel, als von unserem Interesse unzulässig erklärt.“

Der Minister versichert, daß er von all dem Vorstehenden Rußland verständigt habe, und wenn dasselbe dessen ungeachtet den Krieg begonnen habe, so liege eine gewisse Garantie „in der Thatsache, daß Rußland in voller Kenntniß unserer Interessen und unserer ernsten Absicht, dieselben zu wahren, thatsächlich in die Action eingetreten ist und sich damit in eine militairische Lage begeben hat, die es gewiß vermieden haben würde, wenn es nicht die Absicht hätte, die österreichisch-ungarischen Interessen nicht zu verletzen“. Die obenerwähnte Note an Beust wurde selbstverständlich auch dem englischen Minister des Auswärtigen mitgetheilt, welcher sich mit derselben vollkommen einverstanden erklärte und nur zwei Bedenken hatte. Lord Beaconsfield schenkte erstlich den russischen Zusagen, die er Phrasen nannte, kein Vertrauen, und er glaubte zweitens, daß, wenn einmal vollendete Thatsachen vorliegen, wenn ein Friedensschluß erfolgt oder im Zuge sei, es sehr schwer wäre, anders als mit Worten dazwischenzutreten, und daß man daher, um diesem zuvorzukommen, Rußland schon am Balkan Halt gebieten müßte. Auf diese letztere Zumuthung wollte jedoch Andrassy absolut nicht eingehen. Die Berechtigung der ersten beiden eben erwähnten Einwendungen wird auch in der Antwortnote Andrassy's vom 22. Juni 1877 keineswegs in Abrede gestellt. Er sagt, er glaube zwar fest an die Aufrichtigkeit der russischen Zusagen und schenke namentlich dem Worte des Kaisers Alexander das vollste Zutrauen, allein auch er könne den Einfluß der inneren Strömungen einer durch Erfolge entflammten nationalen Bewegung in Rußland nicht außer Berechnung lassen. „Unbedingt jedoch“ — fügt er hinzu — „ist unser Vertrauen in einem Puncte: daß nämlich Oesterreich-Ungarn und England vereint zu jedem Zeitpuncte die materielle Kraft besitzen, um jene Consequenzen des Krieges, welche ihren Interessen entgegen sind, nicht zu acceptiren.“ Weiter erklärt Andrassy, er habe sich auch bezüglich des Besitzes von Konstantinopel mit Rußland klar auseinandergesetzt und eine russische Besitzergreifung von Konstantinopel ausdrücklich für ausgeschlossen erklärt. — Die Moral aus dieser Geschichte liegt auf der Hand: der mißtrauische Lord Beaconsfield beurtheilte die russischen Zusagen richtiger, als der vertrauensselige Graf Andrassy.

Der Pariser „Figaro“ hat geflunkert. Nach Angabe der Gerichtsbehörde ist es, wie gemeldet, unwahr, daß durch das aufgefundene Copirbuch Fontane's Parlamentarier bloßgestellt seien, und es ist eben so unwahr, daß Baron Reinach vergiftet worden sei. Trotzdem kommt jetzt der „Figaro“ mit einer neuen Enthüllung des Herrn Andrieux: Ein von Baron Reinach benutzter Mensch, welcher nach dem Giftmordversuch gegen Herz nach Brasilien geflüchtet, sei kürzlich nach Paris zurückgekehrt, aber sofort gestorben. Andrieux deutet dessen Ermordung an. Es erscheint gewiß, daß Vieles, was die Pariser Blätter in Bezug auf den Panamascandal mittheilen, die reine Erfindung ist. Die reactionairen Blätter, meistens „Figaro“ und „Gaulois“, erzählen irgend eine Geschichte, die die Parlamentarier bloßstellt. Die halbamtlichen Blätter beeilen sich, diese Mittheilungen als das zu bezeichnen, was sie sind: nämlich als Lügen. Darauf erklären „Figaro“, „Gaulois“ u. s. w. sofort in Leitartikeln, die Ableugnung beweise nichts Anderes, als daß die Regierung die Untersuchung erwürge und die Wahrheit unterdrücke. Da das Geheimniß bis zu den öffentlichen Verhandlungen gewahrt wird, muß allen Mittheilungen der Zeitungen, namentlich der reactionairen, schärfstes Mißtrauen entgegengebracht werden. Reinach giebt in der „Republ. fr.“ Aufschlüsse über seine Beziehungen zu Dillon. Dieser nahm 1886 für die amerikanische Kabelgesellschaft hundert Antheilscheine zu 500 Fr. von der „Republ. fr.“ Als das Blatt 1887 gegen Boulanger zu schreiben anfing, machte Dillon Vorstellungen. Reinach beeilte sich darauf, ihm gegen Rückgabe der Antheilscheine seine fünfzigtausend Franken zurückzuzahlen. Andere Beziehungen zwischen ihm und Dillon haben nicht stattgefunden. Denaroule muß im „Gaulois“ die Richtigkeit dieser Angaben anerkennen. — Dem „XIX. Siècle“ zufolge wird Freycinet im Januar zurücktreten und dem politischen Leben entsagen. Auch in Bezug hierauf ist der Zweifel an die Richtigkeit der Mittheilung nicht ausgeschlossen. Der Untersuchungsrichter Franqueville theilte dem Justizminister Bourgeois mit, er hoffe die Untersuchung im Panama-Proceß am 10. Januar abzuschließen, falls nicht neue Zwischenfälle sich ereignen. — Von heute liegen folgende neueste Telegramme vor:

Paris, 30. December. Dr. Brouardel erklärte auf Befragen einem Vertreter des „Figaro“, alle Gerüchte über Ergebnisse der Leichenschau Reinach's für unbegründet. Er habe niemals gesagt, daß er auf einen natürlichen Tod des Barons Reinach schließe, er habe nur um eine Nachprüfung ersucht, weil eine solche, wo Vergiftung in Frage kommt, stehender Brauch sei. Spuren mineralischen Giftes hätten sich in den Eingeweiden des Todten nicht vorgefunden. Ueber das Vorhandensein vegetabilischen Giftes könne er sich nicht äußern, doch erscheine auch hierdurch eine Vergiftung des Barons unwahrscheinlich.

Lyon, 30. December. In der Unterredung mit einem Zeitungsberichterstatter äußerte Jules Ferry über die gegenwärtige politische Lage, wir werden, wenn wir unsere Feinde erst genauer unterscheiden können, unsere Reihen reformiren, in welchen sich alle anständigen gemäßigten Republikaner in Ruhe sammeln, die in gleichem Maße der Dictatur, der Anarchie und der Revolution als Gegner gegenüberstehen. Unter dem Vorwande, die Moral zu vertheidigen, wolle man die Republik zu Grunde richten.

Die Verwerfung des französisch-schweizerischen Handelsvertrages durch die französische Deputirtenkammer fährt fort, das Schweizer Volk in eine sehr erbitterte Stimmung zu versetzen, aus der sich deutlich die feste Entschlossenheit heraushören läßt, der großen Schwesterrepublik die Zähne zu zeigen und deren Herausforderung mit Nachdruck zu begegnen. Außer dem Berner „Bund“ und den „Züricher Neuesten Nachrichten“ ist es namentlich das Berner „Tageblatt“, das dieser Stimmung unverhüllt Ausdruck giebt. „Um nun?“, so fragt das letztgenannte Blatt in einem diese Angelegenheit behandelnden Artikel, um folgende Antwort auf diese Frage zu geben: „Der Zollkrieg wird in den nächsten Tagen entbrennen. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß der schweizerische Handelsstand und die schweizerische Industrie das neue Jahr mit dunklen Aussichten empfangen werden. Der Zollkrieg wird für uns viel schlimmer sein als das Abkommen, so mager die in dem letzteren niedergelegten Errungenschaften waren. Er wird uns tiefe Wunden schlagen, darüber kann kein Zweifel walten. Aber er ist das Einzige, was uns bleibt, und wir müssen ihn wagen im Bewußtsein, daß die Ehre des Landes es gebietet. Deshalb ergeht an den Bundesrath nun die Aufforderung: Landgraf, werde hart! Von dem durch Art. 34 des Zollgesetzes ihm eingeräumten Rechte muß er ausgiebigen Gebrauch machen. Hierzu drängt ihn, wenn er nicht ohnehin in diesem

Feuilleton.

Dämmerungen.

Roman in drei Büchern von Rudolf von Gottschall.

76] Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Ich nehm' es nicht an“, rief Teresa trotzig, „will er mir die Schande meiner Mutter abkaufen?“

„Ich achte Dein Gefühl, Teresa . . . und doch ist's grausam, ihn zu kränken für seine reine volle Liebe, von der er ein sichtbar Zeugniß ablegen will. Versteh' mich recht . . . Du sollst das Geschenk nicht annehmen, nicht für Dich; denn Du bist mein Weib . . . und Niemand außer mir hat das Recht, für Dich zu sorgen. Ein verspäteter Schutzgeist, der aus den Wolken herabfliegt, mag seine Flügel wieder zusammenfalten: doch die Freigebigkeit der Reichen darf nicht in ein Sieb geleitet werden, sondern in fruchtbare Canäle, welche den Segen weiterführen. Du nimmst das Geschenk an, Teresa — doch unter einer Bedingung; daß Du die Villa für eine Heilanstalt für arme Irrsinnige einrichten und das Capital für sie verwenden darfst . . . eine Heilanstalt unter meiner Leitung und Deiner Pflege.“

„Du trifftst stets das Rechte, Geliebter! So soll es sein . . . so soll die Buße für vergangene Schuld der Menschheit zum Heil gereichen.“

„Wir weisen sein Geschenk nicht zurück; aber der eigenen Krankheit gedenk wird er's billigen, daß wir dasselbe höhern edeln Zwecken dienstbar machen.“

Sie saßen lange sinnend Hand in Hand; dann begann Oswald:

„Wie schadenfroh kichert oft der Zufall, der in die Geschicke der Menschen eingreift! Du bestaunst Dich, Teresa, auf das Duell zwischen dem Grafen und dem Lieutenant von Schollen. Der Graf schlug sich, ohne es zu wissen, mit dem Vertheidiger seiner Tochter und der Officier kämpfte überzeugungstreu für eine Unschuld . .“

Teresa wandte sich erröthend ab.

„Zürne mir nicht! Es war ungeschickt von mir, daß ich diesen Uebergang suchte zu der traurigen Kunde, die ich Dir jetzt mittheilen muß, nachdem ich sie lang genug verschwiegen. Eines Tages besuchte mich Herr von Schollen . . . doch ich will zuerst Dir einige Tagebuchblätter Lothar's vorlesen, eine kurze Auswahl; sie sind in meine Hände gekommen.“

„Wohl, damit Du sie dem Verleger anbietest?“

„Lothar hat sie niedergeschrieben, wie er selbst angiebt, als Bruchstücke eines Romans; er erlebte ja immer zuerst die Romane, die er schrieb. Darin ging er sehr wirthschaftlich zu Werke, der arme Teufel! Entführungen, Hochzeitreisen mit einer unmöglichen Braut . . . das gehörte Alles gleichsam zum Betriebscapital; die moralischen und sonstigen Unkosten mußten durch die Verleger und die Unsterblichkeit gedeckt werden. Du wirst Seelenstärke genug besitzen, um ruhig diese Bekenntnisse mit anzuhören. Du bist jetzt mein Weib und dies Alles kann Dir nur ein fernes dumpfes Echo aus einer unheimlichen Tiefe sein. Ich lese mit Auswahl, nur so viel als nöthig ist, damit Du den rothen Faden dieser Reise, dieses Lebenslaufs in absteigender Linie verfolgen kannst.“

Zunächst ist Alles Glück und Jubel.

Aus Venedig: die kühle Marmorbraut mit ihrer abbröckelnden Vergangenheit — — was kann sie uns sagen? Wie viele Gesänge und Sonette sind an dies romantische Sumpfnest verschwendet worden! Eine alte Kokette, die sich in ihren Lagunen wie in einem angelaufenen Spiegel beguckt! Sie hat viel auf dem Gewissen: Löwenrachen, Seufzerbrücken, Foltern, blutige Häupter, welche die Treppen des Dogenpalastes herunterspringen: doch die Poesie, die vergleichen besiegt, bröckelt ab wie die Palazzi am großen Canal: Stein auf Stein vom alternden Gemäuer fällt in die schmutzige Fluth. Von allen Frauenzimmern in Venedig hat mir nur ein gemaltes gefallen. Die heilige Barbara von Palma Vecchio . . . die sieht nach etwas aus, die hat Rasse. Du brauchst nicht eifersüchtig zu sein, Leonie! Unsere Gondelfahrten bei Mondschein . . . das ist Poesie der Gegenwart! Herz an Herz . . . und in dem alten Palazzo, der in ein neues Hotel umgekrempelt worden, welch reizende Schlupfwinkel für die Amoretten. Vorhänge zwischen den Marmorsäulen . . . treppauf, treppab . . . man verirrt sich fast in diesen winkeligen Gängen, auf den versteckten Treppen. Wir aber können uns nicht verirren . . . denn Du bist immer bei mir, Du blondes Wunder in dieser brünetten Welt! O Du bist schön . . . und Tizian sollte aus seinem Grab aufstehen, um Dich zu malen! Da standen wir am Strande der donnernden Adria . . . und da warst Du mir wie emporgestiegen aus der Fluth, meine Venus Anadyomene!“

So geht es fort, in überschwänglicher Liebesschwärmerei auf sehr vielen Blättern. Etwas herabgestimmt ist der Ton in den Aufzeichnungen aus Florenz:

„Dome, Glockenthürme, Santa Croce, Santa Novella, das berühmte Battisterio mit den Erzthüren, die Galleria degli Ufficiali, der Palazzo Pitti . . . ach wenn man so den ganzen Bädeker abgrasen muß! Ich bin müde, abgespannt. Leonie hat einen unglücklichen Sinn für die bildende Kunst, der mir gänzlich fehlt; es ist die Frucht ihrer unglücklichen Ehe mit dem Kunstnarren, dessen Tod uns hierher gemeldet worden und sie zwei Tage in eine sehr melancholische Stimmung versetzte. Sie verbing die Fenster und legte sich auf's Sopha und trauerte. Mir war's sehr angenehm, daß ich mich ein wenig ausruhen konnte . . . in meiner Siesta hab' ich aber nicht von dem alten Geden geträumt. Ich bin der Ansicht des Baccalaureus im Faust, daß es am besten ist, die Alten todt zu schlagen, besonders, wenn sie halb verrückt sind. Doch nach den zwei Tagen Trauer war Leonie wieder so frisch und munter und ist von Morgens ab unterwegs und ich muß immer hinterdrein traben, das rothe Buch in der Hand. Sie macht sich hier eine gesunde Motion, als wollte sie Alles nachholen, was sie in Helmersheim zeitlebens versäumt hat. Da geht's immer wieder nach der Tribuna, wo wenigstens die gemeißelte Venus und die gemalten Schönheitsgöttinnen mich einigermaßen entschädigen; dann geht's zu den kindischen Bildern von Giotto in Santa-Croce, den häßlichen Mönchsgesichtern von Fiesole in San Marco, dann zum Tabernakel des Orcagna in San Michele, zur Majolikensammlung im Palazzo des Podesta, dann in die Paläste des Corsini, Torreggiani . . . dies unglückliche Florenz hat ja 170 Kirchen und Capellen . . . und da wird man müde, grenzenlos müde. Mir kommt bisweilen das ganze Italien wie ein großer Humbug vor, erfunden von Hotelbesitzern, Reisebeschreibern, Dichtern und Kunstgelehrten. Und was diese nicht erfunden haben, das Klima, der vielgerühmte tiefblaue Himmel, die balsamischen Lüfte . . . es ist auch ein Humbug; ich habe nie so gefroren wie in diesem Hesperien mit den schönen Marmorlaminen, die nur dem halben Menschen ihre Glühhitze zuathmen, den steinernen Fußböden und vom blauen Himmel hab' ich nur gelegentlich einen Zipfel gesehen.“

Ich überschlage eine Reihe von Blättern; sie sind kraftgenial . . . Leonie wird immer matter beleuchtet; sie verliert allmälig das gluthvolle Incarnat, womit die erste Begeisterung sie ausgestattet . . . sie wird angekränkelt von einer gewissen morbidezza.

Aus Rom: Bisher habe ich mich gelangweilt, jetzt beginnt auch Leonie sich zu langweilen. Die ewige Roma, diese auf den sieben Hügeln nistende Kreuzspinne . . . die in ihr Gespinnst vor ganze Welt eingesponnen hat, erregt mir einen gewissen Widerwillen. Was in ihr lebendig ist, dieser weltbeherrschende Geist des Katholicismus mit dem Riesendom von

SLUB
Wir führen Wissen.